U.I.O.G.D.

Auf daß in Allem Gott verherrlicht werde!

St. Peters Bote.

Ein Familienblatt zur Erbauung und Belehrung

ORA ET LABORA

Bete und Arbeite!

22. Jahrgang. No. 19 | Münster, Sask., Donnerstag, den 18. Juni 1925 | Fortlaufende No. 1111

Welt=Rundschau.

Einiges aus der Genfer Konferenz zur Kontrollierung des Waffenhandels.

Die Vertreter von mehr als 40 Ländern sitzen nun schon seit fast sieben Wochen in Genf, der Zentrale des Völkerbundes, und verkehren — das muß trotz vielfacher Meinungsverschiedenheiten unumwunden zugestanden werden — miteinander in der friedlichsten Weise. Die Vertreter haben die Macht, für alle in der Konferenz vertretenen Völker vorbereitende Gesetzgebung zu machen, die später von den Parlamenten der einzelnen Länder ohne Zweifel zum größten Teile ratifiziert werden wird. Es geht auf der Konferenz zu wie in einer wohlgeordneten Republik. Vorschläge, die nicht sogleich allen genehm sind, werden gründlich diskutiert, manchmal mit Heftigkeit: wenn aber nach Erwägung und Erschöpfung aller Argumente für und gegen den Vorschlag die Abstimmung darüber entschieden hat, so beugt sich die Minderheit in loyalster Weise der Ansicht und dem Willen der Mehrheit.

Was ist der Zweck dieser neuesten Konferenz, die sich unter den Fittichen des Völkerbundes in Genf versammelt hat? Der ausgesprochene Zweck ist die Kontrollierung des Waffenhandels. Doch ist die Konferenz bisher bereits selbst über diesen Zweck hinausgegangen, indem sie nicht bloß bestimmte, welche Waffengattungen auf die anzufertigende Liste gesetzt und dadurch kontrolliert, und welche, als nicht der Kontrolle unterstehend, auf derselben unterlassen werden müssen. In einzelnen Fällen hat die Konferenz bestimmt, welche Mittel oder Waffen als ungesetzlich in der Kriegführung zu verdammen sind.

Was aber soll der Zweck der Kontrollierung des Waffenhandels sein? Dieser Punkt ist bis jetzt in vollständiges Dunkel eingehüllt und man kann sich somit aufs Raten verlegen. Soll die Liste wie ein offenes Buch sein, aus der jede Nation auf einen Blick ersehen kann, bis zu welchem Grade der Vollkommenheit ihr Nachbar oder Konkurrent bewaffnet ist? Oder besteht vielleicht die Absicht, durch eine spätere Uebereinkunft das Maß der Bewaffnung für jedes Land zu bestimmen, über das es nicht hinausgehen dürfte? Dann könnte man in dieser Konferenz einen Schritt und eine Vorbereitung für eine folgende Abrüstungskonferenz erblicken. Dann könnte man auch einigermaßen verstehen, warum die vom Präsidenten Coolidge gewünschte Abrüstungskonferenz nicht zustande kam. Dieselbe wurde bekanntlich wegen des entschiedenen Widerspruches von Frankreich fallen gelassen.

Zur gegenwärtigen Konferenz wurden nicht nur alle zum Völkerbunde gehörigen Nationen eingeladen, sondern auch die übrigen. Unter den letzteren wurde sie vor allem von den Ver. Staaten, von Deutschland und von der Türkei beschickt. C. de Wiart von der belgischen Abordnung, der zum Vorsitzer der Konferenz erwählt wurde, drückte gerade über die Teilnahme dieser drei Staaten seine besondere Freude aus. Der französische Vertreter Paul Boncour scheint vor allem durch die Vertretung Deutschlands völlig gerührt zu sein, etwa wie der gute Vater bei der Rückkehr des verlorenen Sohnes. Er beantragte, das Steuerkomitee von 7 auf 9 Mitglieder zu erhöhen, um Deutschland und den Ver. Staaten Sitze anbieten zu können.

Das Schmerzenskind dieser Konferenz ist das widerspenstige Sowjet-Rußland, es gleicht dem noch in der Ferne weilenden und noch nicht bekehrten Sohne. Es war eingeladen worden wie die übrigen alle. Aber statt in sich zu gehen und ins Vaterhaus heimzukehren, sandte es eine grobe Antwort nach Genf, ja sagte dem Einladungskomitee gerade heraus, daß es in den ganzen Völkerbund keinen Funken Vertrauen hege und sich von demselben nicht in die Karten sehen lassen werde. So ist Rußland der einzige große Staat, der nicht vertreten ist. Das allein ist schon zu bedauern. Das Schlimmste aber ist, daß die Abwesenheit Rußlands notwendigerweise einen unheilvollen Einfluß auf die Beschlüsse der Konferenz ausübt.

Aus dem bisherigen Verhalten Englands möchte man schließen, daß dieses Reich nicht sehr enthusiastisch für die Konferenz war, sich aber trotzdem rege daran beteiligen will, um seinen guten Ruf als aufrichtiger Friedensfreund nicht aufs Spiel zu setzen. Wenn die Völker Kontrolle des Waffenhandels haben wollen, so sollen sie dieselbe haben, und England wird eifrig mithelfen, überall zu kontrollieren, wo ein Volk noch nicht reif ist, seine eigenen Angelegenheiten zu besorgen. England selbst jedoch hat es von jeher verstanden, sein eigenes Haus in Ordnung zu halten, und war immer eifersüchtig darauf bedacht, daß niemand sich in seine inneren Angelegenheiten mischen solle. Somit ging das Bestreben des englischen Vertreters in Genf vor allem dahin, englische Interessen sicherzustellen.

England kam mit dem ersten Vorschlag aufs Tapet: Kriegsschiffe dürfen der internationalen Kontrolle nicht unterstellt werden. Der hiefür angeführte Grund ist ganz plausibel: Das Ziel der Konferenz ist nicht die Verhinderung, sondern bloß die Kontrollierung des Waffenhandels, also die Oeffentlichkeit beim Verkaufe der Waffen. Niemand aber könnte den Verkauf eines Kriegsschiffes verheimlichen.

Japan und Italien unterstützten den englischen Vorschlag. Amerika verhielt sich neutral unter dem Vorwande, die Sache habe keine Wichtigkeit. Frankreich jedoch und die skandinavischen Vertreter, also Englands nächste Nachbarn, konnten die Sache nicht so sehen und machten starke Opposition. Als es nach längerer Diskussion zur Abstimmung kam, siegte England, doch nur mit geringer Mehrheit. Kriegsschiffe aller Art also, Unterseeboote miteingeschlossen, sind von der Kontrolle frei: dieselbe Freiheit wurde auf alle Flugzeuge ausgedehnt.

Ermutigt durch diesen Sieg, kam der englische Vertreter alsbald mit einem zweiten Vorschlag, der zur Nutzbarmachung des ersten so notwendig ist wie der Löffel zum Suppenessen. Er verlangte, daß die ganze Bewaffnung von Kriegsschiffen der Beaufsichtigung entzogen werde. Auch hiefür wußte er einen recht plausiblen Grund anzugeben. Ein Kriegsschiff nämlich ist gleich einer Festung. Wie man bei einer Festung das Kaliber und die Stellung der Geschütze nicht enthüllen dürfe, ebenso müsse auch die Bewaffnung der Kriegsschiffe geheimgehalten werden.

Für die Franzosen, die gerne einen Einblick in die Flotte der „Beherrscherin der Meere" gewonnen hätten, war das zu viel. Sie konnten ganz und gar nicht begreifen, warum den Kanonen auf Kriegsschiffen eine andere Behandlung zuteil werden sollte als den Landgeschützen. Doch als es nach aufgeregter Debatte in der Kommission zur Abstimmung kam, siegten abermals die Engländer, diesmal mit einer Zweidrittel-Mehrheit. Zugleich wurden Panzerzüge, über die man bisher im Zweifel war, in die Ausnahmeklausel aufgenommen, sowie die innere Armierung von Flugzeugen und Panzerzügen.

Die regste Initiative nach England zeigte der amerikanische Vertreter Burton. Doch scheinen diesem weniger selbstsüchtige als humanitäre Rücksichten vorzuschweben. Von aller Anfang an schlug er vor, daß Giftgase für Kriegszwecke gänzlich verboten werden sollten. Sogleich stellten sich Frankreich, Italien, Deutschland, Japan, China, Brasilien, Ungarn und Polen auf seine Seite. England verhielt sich zurückhaltend. Da aber dieser Vorschlag über den ursprünglichen Zweck — die Kontrollierung des Waffenhandels — hinausging, so wurde es vorerst nicht aufs Programm gesetzt. Als Ausweg schlugen dann einige Länder die Einberufung einer eigenen Konferenz vor, die sich besonders mit der Frage der chemischen Kriegsführung beschäftigen sollte. Damit war jedoch Burton nicht zufrieden und er änderte seinen Vorschlag dahin, daß die Ausfuhr von Giftgasen zu verbieten sei. Die Kommission lehnte diesen Vorschlag ab, weil er die Erklärung offen ließe, daß Giftgas eine gesetzmäßige Kriegswaffe sei.

Nach dieser Entscheidung schien nichts anderes übrig zu bleiben, als später eine neue Konferenz zur Regulierung dieser Frage zu berufen. Doch Burton ließ sich durch Technikalitäten nicht irre machen. Zehn Tage später, am 5. Juni, griff er auf seinen ursprünglichen Vorschlag zurück, obgleich derselbe nicht genau dem Zwecke der Konferenz entsprach, und verlangte, daß die Sache jetzt entschieden und nicht auf die ungewisse Zukunft verschoben werde. Er bestand also abermals darauf, daß der Gaskrieg mit dem Banne belegt werde. Die Anwesenheit des amerikanischen Vertreters in Genf ist den Nationen des Völkerbundes zu wertvoll, als daß sie ihn vor den Kopf stoßen und ihn zur Abreise veranlassen wollten, wie es seinerzeit bei der Opiumkonferenz geschehen war. So gaben sie diese kleine Abweichung von der Regel zu, der Vorschlag kam abermals zur Verhandlung und Burton errang einen vollständigen Sieg: der Krieg mit Giftgasen gehört von jetzt der barbarischen Vergangenheit an.

Die letzte Debatte gab dem Amerikaner Burton und vor allem dem Franzosen Boncour die beste Gelegenheit, ihre Beredsamkeit leuchten zu lassen. Als Boncour beschrieb, wie die arme Menschheit seit Jahrtausenden danach strebte, den Krieg unmöglich zu machen, als er im besonderen die Schrecken des großen Krieges und vor allem die furchtbaren Wirkungen des Gaskrieges ausmalte, da weinten die Frauen Tränen der Rührung und die Männer zitterten vor Erregung. Er schloß mit den Worten: „Wir müssen den Krieg unmöglich machen, und der einzige Weg, dies zu bewirken, liegt darin, daß der angreifende Staat zur Ueberzeugung gelange, er werde der bewaffneten Macht der zivilisierten Nationen der ganzen Welt gegenüberstehen." Daß mächtiger Beifall den feurigen Worten des Redners folgte und viele Delegaten von ihren Sitzen aufsprangen, um ihm die Hände zu drücken, bedarf kaum der Erwähnung.

Wer sollte auch nicht aufjubeln bei dem Gedanken, daß von jetzt an wenigstens die schrecklichste aller Kriegswaffen abgeschafft werden solle? Bei der Aussicht, daß nach und nach aller Krieg von der Erde verschwinden würde und daß einstweilen der Krieg wenigstens in einer mehr humanitären Weise würde geführt werden? Diese Gedanken müssen das Herz eines jeden Friedensfreundes ergreifen.

Aber wie bei allen Gelegenheiten, wenn ein Redner in überschwenglichen Phrasen an das Gefühl im Menschen appelliert, so ist es auch hier am Platze, mehr den kühlen Verstand zu seinem Rechte kommen zu lassen und die Rede auf ihren wahren Gehalt zu prüfen.

Wie ein roter Faden zieht sich durch die Rede Boncour's der unausgesprochene Gedanke von der traditionellen Friedensliebe Frankreichs und die Anklage gegen seinen tausendjährigen Feind über dem Rhein. Die Anklage gegen Deutschland als den großen Schuldigen am Weltkriege läßt sich ohne alle Mühe herausfühlen, sowie im besonderen die Anklage, daß Deutschland es war, welches das barbarische Kampfmittel des Giftgases eingeführt habe.

Was die Friedensliebe Frankreichs im allgemeinen betrifft, so braucht man hierüber keine Worte zu verlieren. Wer auch nur die Anfangsgründe der Geschichte kennt, der weiß, daß so ein Ding in der Vergangenheit ebenso wenig existiert hat, wie es in der Gegenwart existiert. Was dann die Hauptschuld am Weltkriege betrifft, so weiß auch jeder, dem die Wahrheit lieb ist, daß weder sie, noch viel weniger die alleinige Schuld bei Deutschland zu suchen ist. Was zuletzt die Urheberschaft des Gases als Kampfmittel betrifft, so wird die Geschichte mit der Zeit auch diese Frage aufhellen.

Die großen amerikanischen Zeitungen, die seit Anfang des Weltkrieges in Propaganda gegen Deutschland machten, können darüber Aufschluß geben. Leider hat das zeitungverschlingende Publikum ein so kurzes Gedächtnis und einen noch kürzeren Verstand! Es war mehrere Wochen, bevor im Kriege Gas zur Verwendung kam, daß diese Zeitungen voll Jubel die Nachricht verkündeten, daß Frankreich ein Gas besitze, womit es ganze Regimenter des Feindes, wenn nicht vernichten, so doch kampfunfähig machen könne. Woher kam diese Nachricht? Doch nicht von Deutschland und seinen Verbündeten? Sie muß aus dem Lager der Alliierten und speziell aus Frankreich gekommen sein. Ob Frankreich zurzeit ein so mächtiges Kampfgas besaß, mag dahingestellt bleiben. Vielleicht wollte es damit bloß seine Einwohner ermutigen und die deutschen Armeen erschrecken. Aber der Gedanke an den Gebrauch dieses Kampfmittels war angeregt und die Zeitungen, die im Dienste Frankreichs standen, hatten kein Wort des Tadels dagegen. Nach mehreren Wochen der Ruhe wurde dann auf einmal die Welt mit der Nachricht aufgeschreckt, daß die Deutschen wirklich Giftgase bei ihren Angriffen auf feindliche Stellungen benutzten. Die Zeitungen hatten unterdessen vergessen, was sie geschrieben, und das Lesepublikum, was es gelesen hatte. Von jetzt an regnete es Fluch und Schimpf auf die barbarischen „Hunnen", welche die menschliche Zivilisation bedrohten.

Die einfache Lösung des Rätsels war diese: die Deutschen verstanden etwas mehr von der Chemie als ihre Feinde. Was diese gerne angewandt hätten, aber nicht fertig brachten, darauf wurden die Deutschen durch voreilige Ankündigungen aufmerksam gemacht. Von dieser Zeit verwandten sie es mit schrecklichem Erfolge, während die Gegner während des ganzen Krieges nur immer nach hinten.

Ob man wohl weit irre geht, wenn man die große Gegnerschaft in Genf

(Fortsetzung auf Seite 4.)

Französisch Nordafrika.

Von Baron K. v. Schumacher.

Casablanca, im März.

Man hat oft die Bedeutung der militärischen und diplomatischen Kämpfe unterschätzt, die von den Franzosen mit zäher Energie seit bald hundert Jahren zur Eroberung ihres nordafrikanischen Kolonialreiches geführt wurden. Gerade aber für Deutschland, in dessen Außenpolitik der Einstellung zu Frankreich wohl für absehbare Zeit die wichtigste Stelle einnimmt, muß alles, was die Kenntnis Frankreichs betrifft, von besonderem Interesse sein. Dazu gehört, daß man die militärische und wirtschaftliche Bedeutung der nordafrikanischen Kolonien richtig einschätzt, die sich infolge der geringen Entfernung vom Mutterland und wegen des starken Kontaktes, der sich daraus ergibt, von allen anderen Kolonien völlig unterscheiden und in vielen Beziehungen geradezu als Teil Frankreichs anzusehen sind.

In nicht französischen Europa ist man immer noch geneigt, Tunis, Algerien und Marokko einzeln zu betrachten und zu vergessen, daß sie durch die Oberherrschaft Frankreichs, wenn auch nicht formell, so doch praktisch zu einer mächtigen Einheit zusammengefaßt worden sind, zu einer Einheit, die noch dadurch stärker wird, daß sie auch geographisch begründet ist. Wie ein Blick auf die Karte zeigt, stellen die drei Länder einen streng umgrenzten Komplex dar, der im Süden von der Sahara, im Westen vom Atlantischen Ozean, im Norden und teilweise auch östlich vom Mittelmeer abgeschlossen wird. Nur über Tripolis haben die nordwestafrikanischen Länder eine benutzbare Landverbindung mit dem übrigen Afrika und Asien. Von allen natürlichen Grenzen, die das französische Landgebiet in Nordafrika abschließen, ist wohl die am wenigsten hemmende das Mittelmeer, die undurchdringlichste die Sahara. Mindestens so richtig, wie der Ausspruch des Dichters Theophil Gauthier, hinter den Pyrenäen fange Afrika an, ist das Wort General Manginis, Europa dehne sich bis zur Sahara aus. Es ist deshalb kein Zufall, daß Frankreich, die stärkste und rührigste Mittelmeermacht, zunächst in Algerien, dann in Tunis und Marokko Fuß faßte. Aus einer Auffassung heraus, welche die nordafrikanischen Kolonien nicht als Kolonien im eigentlichen Sinne, sondern als Teil Frankreichs, als Provinzen eines Groß-Frankreich betrachtet, wird man auch die Bedeutung des in Frankreich so viel gebrauchten Ausdruckes: "France d'Afrique" „Das afrikanische Frankreich" verstehen.

Französisch Nordafrika stellt ein Gebiet dar, das etwa die Ausdehnung von Frankreich und Deutschland zusammen hat und von über 12,000,000 Einwohnern bevölkert ist. Während des Weltkrieges stellte es militärisch für Frankreich eine sehr bedeutende Hilfe dar, denn 170,000 algerische und über 60,000 tunesische Soldaten haben in Europa und im Orient gekämpft. Das eben besetzte Marokko konnte noch keine nennenswerten Truppen abgeben, heute aber wäre auch dieses Land, obwohl hier die allgemeine Wehrpflicht noch nicht eingeführt ist, in der Lage, mit bedeutenden Kräften in einen Konflikt einzugreifen. Bei dem kriegerischen Charakter der Bewohner Nordafrikas ist es nicht erstaunlich, daß diese Truppen, die sich übrigens, wie alle französischen Offiziere bezeugen, im letzten Krieg glänzend schlugen, eine wertvolle Verstärkung der französischen Armee darstellen.

Einer Weiterentwicklung Nordafrikas zu einem Neufrankreich, auf das die alte Heimat militärisch und kulturell zählen kann, steht allerdings der Gegensatz zwischen mohammedanisch-arabischer und christlich-europäischer Kultur entgegen. Obgleich es Frankreich, wie keinem anderen Lande, gelungen ist, die Gegensätze, die es von seinen mohammedanischen Untertanen trennen, zu überbrücken, ist doch die Verschiedenheit selbst in Algerien viel zu groß, als daß man die Mohammedaner einfach als Franzosen betrachten könnte. Was die Stellung Frankreichs auch noch erschwert, ist die geringe französische Einwanderung. Da Frankreich selber an Bevölkerungsmangel leidet, ist es klar, daß nur wenige Franzosen nach den Kolonien auswandern. In Algerien allerdings ist das Uebergewicht der Franzosen unter den Europäern absolut gesichert. In Tunis dagegen stehen den 54,000 Franzosen 85,000 Italiener und 13,000 Malteser, die man rassenmäßig wohl auch als Italiener bezeichnen muß, gegenüber. Während des Krieges, unter dem besonders die französische Bevölkerung sehr litt, waren Familien, deren Angehörige im Feld standen, oft gezwungen, ihre Güter an Fremde, meist Italiener, zu verkaufen, so daß diese an Zahl und Macht eher noch im Zunehmen begriffen sind. Die zeitweise sehr heftig irredentistische Politik Italiens trug nicht immer zur Friedlichkeit in den Beziehungen zwischen Franzosen und Italienern in Tunis bei. Da in diesem Protektorat auch die mohammedanischen Unabhängigkeitsbestrebungen eine gewisse Bedeutung erlangt haben, so können Streitigkeiten zwischen der europäischen Bevölkerung für die Entwicklung des Landes gefährlich werden. In Marokko beträgt jetzt die französische Bevölkerung 40,000, die spanische 14,000 und die italienische 9000 Seelen. In dieses Land, dessen fruchtbare, wenig bebaute Ebenen nach Einwanderung geradezu rufen, wird Spanien, dessen Bevölkerung in raschem Zunehmen begriffen ist, in steigendem Maße Auswanderer entsenden. Für Frankreich würde eine solche Einwirkung kaum die gleichen Nachteile haben, wie die Italianisierung Tunesiens, denn wie sich schon in Oran zeigte, hat Spanien nicht die irredentistischen Neigungen Italiens.

Im ganzen wird das nordafrikanische Kolonialreich trotz dieser dunklen Punkte für die Zukunft noch mehr als bisher einen starken Faktor französischer Macht bilden. Heute gelingt es auch bereits, wie die Versuche von Citroen und Renault zeigen, die Sahara im Auto zu durchqueren. Die Ausbildung dieses Verkehrs wird die Kolonien des französischen Zentralafrika dem französischen Mutterlande erst richtig nahebringen, und sie werden dann auch stärker als bisher Menschenreservoire für seine Militärmacht werden. Erch-